

Vierter Abschnitt

❖ Bis zur Julirevolution ❖

Bei dem Bau der neuen Brücke" verzeichnete Heine in seinen Berliner Briefen, „bedient man sich einer Dampfmaschine.“

Eine bemerkenswerte Tatsache also war das für die Leser des Essener Blattes, aber doch eine Tatsache, die sich in einem Satz abtuen ließ. Denn das Maschinenzeitalter war auch für Deutschland angebrochen, und auch hier griff die Maschine als Hebel einer neuen Wirtschaftsweise umwälzend in alle irdischen Beziehungen ein. Dem kleinen Meister schlug sie die Produktionsmittel aus der Hand und sperrte ihn als unfreien Arbeiter in die Fabrik. Den kleinen Eigentümer warf sie aus seinem Häuschen und ließ ihn heimatlos auf den Landstraßen umherirren. Den kleinen Bauern löste sie von seiner Scholle und trieb ihn übers Meer in den neuen Erdteil. Den Hinterlassen des feudalen Herrn lockte sie vom flachen Lande in die Stadt, und während sie tausenden den letzten Bissen vom Munde wegriß, stapelte sie bei wenigen schimmernde Goldschätze auf. Vor allem schuf sie ganz neue Klassen: die moderne Bourgeoisie, der sie das moderne Proletariat entgegenstellte.

Zwar erschienen in dem Jahrzehnt von Heines erster Wirksamkeit diese Klassen in Deutschland noch nicht in scharf herausgearbeiteter Plastik, sondern unklar und verschwommen als Schattenbilder, weil hier immer noch die Industrie in den Kinderschuhen steckte. Was in Deutschland von dem Geist der neuen Wirtschaftsweise berührt

war, hieb darum noch nicht trotzig fordernd mit der Faust auf den Tisch oder riß in ungeheurem Krafttaumel Sonne, Mond und Sterne an sich, sondern war in erster Reihe bewegt von dem Gefühl der Unsicherheit, das diese ganze Zeit beherrschte. Dordem, als die Welt noch langsamer in ihren Gleisen lief, war in der ständisch gegliederten Gesellschaft jedem sein Lebensgang von der Wiege bis zur Bahre vorgezeichnet. In endloser Eintönigkeit, die nur manchmal unterbrochen wurde durch Krieg, Pestilenz und Wassersnot, rollte Tag um Tag, Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt dahin. Auf derselben Bank unter derselben Linde, in deren Schatten nach getaner Arbeit der Ahne geruht, schmauchte am Abend auch der Enkel seinen Kuaster. Jeder drehte sich in seinem engen Kreise. Kein Bauer dachte daran, städtischem Handwerk sich zuzuwenden, kein Kaufmann träumte davon, einen Ritterstiz zu erwerben, kein feudalherr strebte danach, durch Handel und Manufaktur Schätze aufzuhäufen, und wer einmal aus seinem gottgewollten Pserch unbändig hinausstürmte in die weite Welt, galt in den meisten Fällen als mißraten und erledigt. Unter gleichen Kappen wohnten auch die gleichen Gedanken. Wer es nun war, ob feudalherr, Kaufmann oder Bauer, er wagte nimmer eigenem Denken freien Lauf zu geben, sondern im Rahmen seines Standes dachte er, was überliefert und herkömmlich war. Endlich fuhr auch noch die Kirche mit gleichmachender Walze über die Hirne dahin.

Seit die Maschine schier eines Menschen Macht gewann und der Mensch sich zur Maschine wandelte, war all das anders. Jetzt schwankte alles, nichts mehr hatte festen Bestand, und durcheinander gewirbelt wurden Menschen und Dinge. über Nacht stürzte der Begüterte in tiefste Armut, über Nacht raffte sich der Habenichts ein erkleckliches Vermögen zusammen. „Eigentum und Besitz“, sagte der Held eines zeitgenössischen Romans, „haben ihre schwere tellurische Natur aufgegeben; sie streichen gasartig verflüchtigt durch die Lüfte, und niemand von uns weiß, ob nicht auch er in den Bereich eines solchen ziehenden Schwadens kommen werde“. So feuerte mancher getrost seinen irdenen, Napf mit Hasergrüße in die Ecke, um dorthin zu ziehen

wo die vollen fleischtöpfe des Kapitalismus lockten. Der eine verlor dabei alles, der andere gewann alles. Wie die alte Gesellschaftsordnung, so zerfiel sich unter dem Einfluß neuer Anschauungen die Religion, das Band, das sich um die familie schlang, lockerte sich, und erfurchtsloser schaute man hier und da schon den Autoritäten ins Gesicht. „Kein Mensch zieht mehr den Hut ab“, berichtete eine Leipziger Schrift von der Jahrhundertwende, „wenn er einem Geistlichen begegnet“, und in den zwanziger Jahren rief der Herr von der Marwitz, ein altpreussischer Junker von seltener Waschlichkeit, der noch in den Zeiten der Erbuntertänigkeit wurzelte, bekümmert aus: „Man steckt im Hausen, niemand macht Platz, niemand zieht den Hut, sondern sie rennen einen um und um, wenn man nicht aus dem Wege geht.“

Alles wurde jetzt irdischer und drängte sich ungeschwehter hervor, der Hunger nach Geld wie der Hunger nach Genüssen. Wie die Einheitlichkeit der Gefühle zum Teufel ging, so stieg der Augenblick an Wert, je unsicherer das Morgen war. Losgerissen fühlte sich jeder aus dem Gefüge, dem noch sein Vater unverrückbar eingepaßt war, und als ein Einzelwesen, im Kampf aller gegen alle auf sich allein gestellt, empfand sich jeder unter andern fremden Einzelwesen. Und je mehr politische Hemmungen sich in der Restaurationszeit, deren tiefster Sinn darin bestand, die Geldwirtschaft wieder durch die Naturalwirtschaft abzulösen, der wirtschaftlichen Entwicklung entgegenstimmten, desto haltloser, zerfaselter und zersplitterter war der Seelenzustand, der ihr entwuchs. Da man nicht wußte, wohin die Fahrt ging, drang diesen Menschen die unsichere Stimmung einer Übergangszeit, eine „Hamletstimmung“ durch alle Poren. „Alles, was war“, erklärte Musset weltfchmerzselnd ähnliche Empfindungen, „ist nicht mehr; alles, was sein wird, ist noch nicht.“

Politisch vollends kam die bürgerliche Klasse in dem Deutschland zwischen 1820 und 1830 kaum über die tiefste Verzagtheit hinaus. Ohnmächtig fühlte sich dieses Geschlecht, das von den Bajonetten der Reaktion wie in einem Käfig eingegittert war. Wohl verspürte es ein be-

hagliches Kitzeln in der Herzgrube, wenn sein Liebling Rotteck, statt historisch Gewordenes aus den Bedingungen historischen Werdens zu erklären, die Weltgeschichte treuherzig als eine Kette von Schurkereien der Hochgeborenen abhandelte und an einem Alexander und Cäsar mit der kleinbürgerlichen Elle herummaß, und mit Behagen schlürfte es den dünnen Aufguß von liberalen Gedanken, den ihm Welcker in seinem Blättchen Der freisinnige Teelöffelweise eingab. Aber selbst was sich in dem fortgeschrittenen Rheinland, etwa mit Benzenberg, an liberalen Bestrebungen regte, war weit entfernt von dem kräftigen Ausdruck demokratischen Bewußtseins. Mochte man immer die Faust in der Tasche ballen, die Zensur mit ihren großen und kleinen Tücken sorgte schon dafür, daß auf offenem Markt nur Dinge erörtert wurden, die eine weise und hohe Obrigkeit auf ihre Harmlosigkeit vorher geprüft und abgestempelt hatte.

Da derart dem Bürgertum fast jede Betätigung bei den politischen Vorgängen des eigenen Staates abgeschnitten war, nahm es um so mehr an dem politischen Leben des Auslandes teil. Eifrig wurden die Verhandlungen des englischen Parlaments verfolgt, in dem Tories und Whigs sich befehdeten, wie auch die Debatten der französischen Kammer, in der die Anhänger der Bourgeoisie Sturm liefen gegen die Verfechter der Prinzipien vor 1789, und mochte auf der Rheinbrücke bei Kehl mit grimmem Bajonett eine badische Schildwache stehen, sie vermochte nicht zu hindern, daß von den konstitutionellen Gedanken des Pariser Liberalismus so manche nach Deutschland hinüber flatterten. Mehr noch wurde die öffentliche Meinung von dem Freiheitskampf aufgewühlt, durch den die Griechen das türkische Joch zerbrachen. Nachdem schon die Serben sich der Oberherrschaft des Großherrn zum Teil entwunden hatten, griffen auch die Griechen, die Beherrscher des Levantehandels, die als Kaufleute mit flüssigem Vermögen der Ausraubung durch die Paschas am häufigsten preisgegeben waren, zu den Waffen. Metternich und seine Gesinnungsgenossen betrachteten mit dem tiefsten Mißtrauen diesen revolutionären Ausbruch gegen das alleinseligmachende Prinzip der Legitimität, das der

Kalif in Stambul ebenso verkörperte wie der Selbstherrscher von Schleiz-Ebersbach-Lobenstein, aber durch die breiten Schichten des Volks floß allenthalben ein warmer Strom von Griechenbegeisterung, sah man doch in den Rebellen Träger des nationalen und des liberalen Gedankens, und als die drei Mächte, die am ehesten von dem Zerfall des Osmanenreiches Gewinnst erhoffen durften, England, Frankreich und Rußland, 1827 die türkische flotte bei Navarino in den Grund bohrten, ging ein frohlocken durch den ganzen Liberalismus.

Zum Vorkämpfer dieser neuen Klasse und zum Hänger dieser neuen Gefühle riefen den rheinischen Juden die Stimmen des Blutes auf. Kein Zufall, sondern eine Notwendigkeit ließ wie die revolutionäre Bewegung des Bürgertums im Jahre 1848 und wie die Altmeister des wissenschaftlichen Sozialismus Karl Marx und Friedrich Engels, so auch den menschlich freiesten Geist und politisch schürffsten Satiriker der Deutschen aus den industriell und kulturell entwickelten Landstrichen am Rhein hervorgehen. Wenn hier der lebendige Wechsel von flut und Ebbe herrschte, so glich Lüneburg, wohin Heine 1823 nur zögernd den fuß gesetzt, einem toten Binnensee, und zwar hatten dieselben großen wirtschaftlichen Wandlungen, die am Rhein selbst aus den Ruinen alter Klöster blühendes Leben zauberten, das früher als Stapelplatz des Expeditionshandels bedeutende Städtchen in der Heide durch den Wettbewerb der Elbschiffahrt und neuer Verkehrswege verödet. In dieser Residenz der Langeweile, auf deren Rathaus er in den zahlreichen trüben Augenblicken einen Kulturableiter zu sehen glaubte, plagten den Dichter nicht nur die Kopfschmerzen, sondern auch seine verfahrenen familien- und finanzverhältnisse ließen viel „Unreines, Bösesartiges und Verwirrtes“ auf ihn einströmen. Recht flügelahm war seine Seele, denn besonnen zu sein nahm er sich vor, um den nichtigen Wirklichkeiten des Lebens Rechnung zu tragen. Vor allem drängte er auf ein Ende seines Studiums hin, damit ihm die holde Justitia Brot gebe. Bis an den Hals steckte er im Morast römischer Gesetze, wehrte wacker alle poetischen Versuchungen ab,

und nur dann und wann flatterte wie ein Schmetterling ein kleines Lied in seine Studierstube. Den alten Börsenwolf zu krauen und zu streicheln, auf dessen gute Laune soviel ankam, hielt er sich im Juli des Jahres ein paar Tage in Hamburg auf. Möglich, aber belanglos für des Dichters Entwicklung, daß er sich bei dieser Gelegenheit in Amaliens jüngere Schwester Therese verguckte und neuer Liebeschmerz die vernarbten Wunden des alten aufriß.

Im Januar 1824 fand sich der Studiosus Harry Heine bei der Witwe Brandissen in der Roten Straße zu Göttingen wieder. Gefiel es ihm auch in dem „gelehrten Kuhstall“ so wenig wie vor vier Jahren, so preßte er doch allen Unmut zurück, suchte seiner Muse einen Maulkorb vorzubinden und legte sich zur Anfeuerung das Corpus juris unters Kopfkissen. Nur wenn ihm die unverstandene Behnsucht in der Brust und das noch unverstandeneren juristische Wischiwaschi im Kopfe gar zu dumm wurden, ließ er sich wohl auch die Gesellschaft von Kommilitonen gefallen, von denen zu seinem Entsetzen jeder acht Krüge Doppelbier vertragen konnte, und als Gast der Landsmannschaft Westphalia wohnte er nicht selten Mensuren als Sekundant, Zeuge, Unparteiischer oder wenigstens als Zuschauer bei. Mit einigen alten Freunden, wie Moses Moser unterhielt er einen allerdings nicht regelmäßigen Briefwechsel. Schriftlicher Gedankenaustausch mit Immermann knüpfte die Bande zwischen den beiden Dichtern fester.

Kein artverwandter Weggefährte war für Heine dieser Sprößling einer Magdeburger Beamtenfamilie und Mitstreiter der Befreiungskriege, altpreussische, fast konservative Staatsgesinnung steckte ihm tief in den Knochen, und um sich den vollen Ruhmeskranz des großen Dichters zu ersiegen, trug er ein zu großes Stück altpreussischer Prosa im Leibe. So klammerte er sich verzweifelt an allerhand Vorbilder, nahm Anlauf um Anlauf und gelangte erst gegen Ende seines nicht langen Lebens über tausend mißglückten Versuchen zu zwei gelungenen Werken, dem Zeitroman Münchhausen und dem anderen Die Epigonen, in denen er den Widerstreit zwischen Indu-

strialismus und feudalismus interessant genug zu gestalten strebte. Heine freilich überschätzte den Dichter, mit dem er alt zu werden hoffte, ganz erheblich, denn nur was er 1824 über ihn aussprach, galt und traf für den ewig Schwankenden: Immermann wisse überhaupt nicht, worin seine eigentliche force bestehe. Der Lorbeer aber, den er verschwenderisch für die seelen- und blutlosen Dramen um die Schläfe des freundes legte, welkte, ehe er wirklich verdient werden konnte.

Um wieder einmal frei zu atmen, wanderte Heine im Herbst 1824 zu fuß über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel, und der September der beiden folgenden Jahre sah ihn in Norderney, wo „Wellengeräusch, schöne frauen, gutes Essen und göttliche Ruhe“ seinem Herzen ebenso wohl taten wie kräftige Seebäder seinem kranken Kopfe. Nicht ohne eine gewisse Absichtlichkeit rühmte er sich hier seines freundschaftlichen Verkehrs mit irgendeiner fürstin Solms, wie es überhaupt seiner Schwächen nicht die kleinste war, mit der Besessenheit einer eben noch verächtlich weggestoßenen Sippe seinen Umgang mit Aristokraten und lieber noch mit Aristokratinnen dick und deutlich zu unterstreichen.

In den Augen der Welt gehörte er noch immer zu dieser Sippe, trotzdem er im Juni 1825 zu Heiligenstadt das Wasser der christlichen Taufe über sich rieseln ließ, vier Wochen bevor er, der die Titel der Scottschen Romane und die Novellen des Boccaccio viel besser kannte als die Titel und Novellen im Corpus juris, mit der Doktorpromotion seine Rechtsstudien abschloß. Beim übertritt zur evangelischen Landeskirche handelte es sich für Heinrich Heine, wie er nunmehr hieß, um einen rein äußerlichen Vorgang, denn war er nach dogmatischen Begriffen ein schlechter Jude gewesen, so wurde er kein besserer Christ. Stets bereit, für die bürgerliche Gleichstellung der Juden begeistert in die Bresche zu springen, kündigte er zwar an, in schlimmen Zeiten werde der germanische Pöbel seine Stimme hören, daß es in den deutschen Bierstuben und Palästen widerhalle. Auch arbeitete er bei seinem zweiten Aufenthalt in Göttingen unter fleißigem Studium alter



Geschichtsquellen an dem Rabbi von Sacharach, der mit beredter Leidenschaft die Unterdrückung der Juden im Mittelalter schilderte. Aber für die „Religion der Menschenmückelei“ hatte der „geborene Feind aller positiven Religionen“ nichts übrig und noch weniger für jene östlichen Glaubensgenossen, die in der Heise eine verabscheuenswerte Erfindung der Gofim sahen und überall in der Welt als „unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen“ umherliefen. Vor allem empfand er schmerzlich die Zwitterstellung der Juden in diesem neunzehnten Jahrhundert. So lange sie, eine ausgestoßene Kaste, im Ghetto saßen, gab es unter ihnen häufig Gestalten aus einem Guß, echte Vollblutjuden, die die ganze christliche Welt verneinten und mit der drohenden Gebärde alttestamentarischer Propheten die Fäuste gegen ihre Unterdrücker ballten. Nachdem aber die Revolution die Tore der Judengassen gesprengt und ihre Einwohner befreit hatte, ohne daß sie unter der Restauration wirklich frei waren, stand Heine da als Vertreter eines Geschlechts von Juden, das nicht mehr die Kraft hatte, einen Bart zu tragen und sich Judenaufschel nachrufen zu lassen – „ich hab nicht mal die Kraft“, spöttelte er, „ordentlich Mazzes zu essen“ – und dem die wegen des Väterglaubens erlittene Unbill um so unerträglicher war, als ihm der Väterglauben längst abhanden gekommen war. Wer sich aus dieser Generation taufen ließ, streifte nicht mehr als ein lose sitzendes Gewand ab, denn nur um die staatsbürgerliche Gleichberechtigung ging es dabei. Mit einem Scherz, unter dem sich ein tiefer Ernst barg, schob denn auch Heine die Schuld an seinem Übertritt jenen Sachsen zu, die 1813 durch ihren Abfall bei Leipzig den Sieg der Restauration über Napoleon herbeigeführt hätten, und in diesem Sinne nannte er den Taufzettel das Entreebillet zur europäischen Kultur. Im übrigen galt seiner Familie die Taufe schon als vollzogene Tatsache, seit Heine vom Oheim der nur Christen offenstehende Beruf eines Hamburger Advokaten zugewiesen war. Aber nur allzubald sollte er erkennen, daß er mit der Taufe lediglich den Vornamen gewechselt hatte und daß trotz der individuellen Befreiung aus alten Banden

der nie abzuwaschende Jude ihm immer noch anhaftete. Zwar hatte es mit dem Judentum wenig zu tun, wenn er in seinen ersten Prosaschriften die Fälle nicht selten vertauschte, denn die Sünden gegen die Grammatik waren in allen Gesellschaftsschichten gang und gäbe, und selbst Schriftstellern von der arischen Keimblütigkeit eines Achim v. Arnim fiel die sichere Entscheidung für Dativ und Akkusativ nicht leicht. Auch wollte es nichts besagen, wenn Heine in seinen Familienbriefen mit echt jüdischen Ausdrücken, wie Fonteschen, Beholes, Scholem und Milchome nicht kargte, die allerdings von dem übervorsichtigen Herausgeber Ludwig v. Embden samt und sonders durch nichts sagende deutsche Worte ersetzt wurden. Aber daran, daß er nach wie vor weder hüben noch drüben festen Fuß fassen konnte, erkannte der Dichter mit unbarmherziger Schärfe, wie wenig er durch den Glaubenswechsel gewonnen, und ins Herz traf ihn, daß er es nach der Taufe erst recht mit beiden Lagern verschüttet hatte: wie ihn die frommen Juden als einen feigen Überläufer verachteten, so sahen die christlichen Gegner immer noch den Juden in ihm, und der antisemitische Haß, den Hohlköpfe wie der teutsche Professor Fries aufpeitschten, brandete wilder denn vorher an ihm empor.

Schon damals litt Heinrich Heine an den „bösen drei Gebrechen“, von denen das Judentum nicht das geringste war; hinzu kamen Körperschmerz und Armut, und so trieben ihn denn „die Götter, die den Hunger erschaffen“, die Hamburger Pläne ernstlich anzupacken: war er Christ geworden, so konnte er schließlich auch Advokat werden. Also auf nach Hamburg! Aber der gewichtige Oheim Salomon hatte dabei ein gewichtiges Wort mitzusprechen, denn vor seiner Niederlassung wollte Heine seinen Lebensunterhalt besser als durch die ungewisse Aussicht auf Klienten gesichert sehen. Die bittere Schmach, als armer Teufel unter hochmütigen Geldprozen zu stehen, brannte dem Dichter wie Nesseln im Herzen, er fühlte dem Psalmisten die Worte nach: Herr Gott, gib mir mein täglich Brot, daß ich Deinen Namen nicht lästere! Und wenn schon kein „delikater, zartfühlender Jüngling, der rot wird, wenn

er Geld borgen muß", sehnte er sich doch bei aller Abneigung gegen die Juristerei mehr denn einmal danach, sein Mittagbrot aus der Wagschale der Themis statt aus der Gnadenschüssel des Oheims zu essen. Diesen Verwandten, der je nach Laune freigebig oder knickerig war, aber immer prahlhansig auf die Tasche mit den klimpernden Dukaten schlug, liebte Heine sogar zuzeiten als einen bedeutenden Menschen und als eine ursprüngliche Kraft, aber ein „feindseliges Hundepack“, das den Millionär umlagerte, trieb es durch verleumderischen Klatsch über des Neffen angeblich lästerlichen Lebenswandel fast wieder zu einem Bruch zwischen beiden. So verzichtete Heine darauf, vor den Schranken der Hamburger Tribunale zu plädieren, aber er besaß, zumal mit seinem Kopfleiden, als geborener Jude und in der politischen Misere Deutschlands nicht die nötige Eignung zu einem bürgerlichen Beruf, um entschlossen dem Oheim die Freundschaft aufzusagen. Vielmehr verbiß er sich immer fester in die Anschauung, daß der schwerreiche Bankier für den armen Poeten nach Recht und Pflicht sorgen müsse und geriet so in jenes finanzielle Abhängigkeitsverhältnis von dem Oheim, das er bald mehr, bald minder drückend empfand, das aber stets des Peinlichen und Unerquicklichen genug an sich hatte.

Im Frühjahr 1826 war, begeistert begrüßt von der ganzen jungen Generation, der erste Band der Reisebilder bei Campe in Hamburg erschienen. Der Sommer sah Heine in Norderney und der Rest des Jahres wieder im elterlichen Heim in Lüneburg. Selbstbewußter und innerlich sicherer erschien er zu Anfang des folgenden Jahres in Hamburg, um den Druck des zweiten Teils zu überwachen und segelte am Tage ihres Erscheinens, vielleicht um polizeilichen Scherereien aus dem Wege zu gehen, aber sicher einem langgehegten Wunsche nachkommend, nach England. Die Anweisung auf vierhundert Pfund Sterling, die Salomon Heine seinem Neffen als rein dekorative Verbrämung einer Empfehlung an den Londoner Rothschild mitgab und die er unangetastet wiederzuerlangen hoffte, ließ sich der leichtblütige Dichter

am ersten Tage seiner Anwesenheit in der englischen Hauptstadt auf Heller und Pfennig auszahlen und schöpfe nun einmal so recht aus dem vollen. Bei dem alten Filz in Hamburg aber hinterließ der so jäh seinem Beutel zugefügte Schaden eine kaum mehr auszugleichende Verstimmung gegen Heinrich Heine.

Wenn diesem Land und Volk der Briten, die Frauen wie fast überall ausgenommen, aus ästhetischen Gründen gar nicht zusagten, so mußte sich doch sein Herz weiten in dem Staate, der mit der Magna Charta zuerst die Grundrechte bürgerlicher Freiheit sicher wie im Meeresgrund verankert hatte und in dem ein bewegtes öffentliches Leben mit Preß-, Vereins- und Versammlungsfreiheit, unerhörten Dingen für einen deutschen Zeitgenossen der Demagogenjagd, allenthalben Blasen warf. Nach dem Abschluß des Revolutionszeitalters zwischen 1789 und 1815 war England in seine kapitalistische Sturm- und Drangperiode eingetreten, 1825 legte eine erste große Krise verheerend über seine Industrie dahin, in dem bis auf die Knochen ausgequetschten Proletariat gingen hohlängig Elend und Laster um, und mit dem Chartismus kündigte sich schon eine Zeitspanne leidenschaftlicher sozialer Kämpfe an. Aber heftiger noch tobte vorderhand der Klassenkampf zwischen Landlords und Bourgeoisie. Während jene sich durch schamlosen Kornzollwucher die Taschen vollstopften und sich hinter den Wällen eines längst für die Rumpelkammer reifen Wahlsystems sicher wähnten, schrieb diese die Aufhebung der Kornzölle und Parlamentsreform auf ihr Banner.

Der Mann, der mit dem Jahre 1822 unter Georg IV., einer entarteten Zwischenstufe von Häußer und Wüstling, als leitender Minister die Hand ans Ruder legte, Georg Canning, war zwar in der inneren Politik erheblichen Zugeständnissen an die Bourgeoisie nicht geneigt, aber in der äußeren Politik erschien mit ihm zum erstenmal wieder ein klarsiehender, gescheiter und zäher Vertreter englischer Macht- und Interessenpolitik auf der Bildfläche. Bisher war England wie ein Wrack von der heiligen Allianz ins Schlepptau genommen worden. Jetzt nutzte Canning

die Gelegenheit, das Tau zu kappen und alle Segel beizusetzen. In den Tagen, da Frankreich und England ihren entscheidenden Kampf um Weltmeer und Weltmarkt ausfochten, waren nämlich die spanischen Kolonien in Südamerika der Oberherrschaft des Mutterlandes sacht entglitten und hatten auch nach dem Wiener Kongreß mit den Waffen ihre Selbständigkeit behauptet und eine Reihe unabhängiger Republiken gebildet. Während die Staatsmänner der heiligen Allianz noch herauszutüfteln suchten, wie man diese unverschämten Rebellen unter spanische Botmäßigkeit zurückbringen oder zur Wahrung des monarchischen Prinzips wenigstens unter dem Zepher eines bourbonischen Prinzleins vereinigen könne, erkannte die englische Regierung die Unabhängigkeit der Republiken an, weil sie so ihrer Bourgeoisie die Tore zu einem unermesslichen Absatzmarkt aufstieß. Mußte diese Anerkennung den Schirmherren der Legitimität wie ein brutaler Schlag ins Gesicht vorkommen, so jubelten die fortschrittlichen Seelen des Festlandes um so entzückter über diesen Ausfluß von Liberalismus, als Canning in der Tat die geschäftstüchtige Politik, die er im Profitinteresse der britischen Bourgeoisie geschickt durchführte, reichlich mit liberalen Phrasen kränzte und sogar diesseits und jenseits des Kanals das Schlagwort widerhallen ließ: Bürgerliche und religiöse Freiheit überall in der Welt! Auch Heine vergaß nie, wie er den „göttergleichen Canning“ reden gehört in jenem Parlament, dessen Debatten mit ihrer Unbefangtheit, ihrem Witz, ihrer Logik und ihren Versen der Dichter mit den öden, ausgestopften, löschpapierernen Reden der süddeutschen Kammern verglich, „deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag“. Wie ein Schwamm vollgesogen mit neuen und merkwürdigen Eindrücken, verließ Heine, gerade an Cannings Todestag, England und kehrte, nach einem Aufenthalt in Norderney und Wangerooog, nach Hamburg zurück.

Schon von London aus war er mit Cotta, dem berühmten Verleger der Klassiker in Verbindung getreten, der ihn auch wirklich für die Leitung einer in München

erscheinenden Zeitschrift, der Literarischen und politischen Annalen, gewann. Im Herbst 1827 siedelte Heine nach der bayrischen Hauptstadt über. Fühlte er sich hier geistig weit wohler als in Berlin, so setzte das Klima seiner Gesundheit fürchterlich zu, und, des letzten Stündleins gewärtig, betraute er schon den jungen Kaufmann Merkel, einen Freund aus Hamburg, mit der Verwaltung seines Nachlasses. Aber eine große Hoffnung hielt ihn aufrecht. Die Redaktion der Annalen sollte ihm nur als Sprungbrett für eine königlich bayrische Universitätsprofessur dienen. Obschon der preussische Wappenvogel von seinen Pfeilen böse Risse trug, hatte Heine nur ungern sich der Hoffnung ent schlagen, in Berlin vom akademischen Katheder herab die Jugend in die Welt des Mittelalters einzuführen. In München hoffte er seiner Ziele sicher zu sein, denn der Minister des Innern, Freiherr von Schenk, ein Verseschmied und Dramenschuster, unterstützte seine Bewerbung und ließ es nicht an Verheißungen fehlen. Nach dem Sturz Napoleons und dem Verfall des Rheinbundes war Bayern, das neue Königreich von des franzosenkaisers Gnaden, mit einer Verfassung bedacht worden, nicht etwa, weil seine regierende Sippe konstitutionellen Gedanken huldigte, sondern weil sie, partikularistisch bis auf den Punkt über dem i, lieber aus eigenem eine Kammer schaffen, als sie, was man befürchtete, aus den Händen des deutschen Bundestags entgegen nehmen wollte. Aber mit dem allmächtigen Staatsminister Montgelas hatte Max Joseph, unbekümmert um die Stände, als ein auf- aufgeklärter Despot des achtzehnten Jahrhunderts lustig draußlos regiert. Wie immer in ähnlichen Fällen erwartete man auch hier von dem neuen Manne alles Heil, als sich im Jahre 1825 Ludwig I. gravitätisch auf den Thron niedersetzte, ein verdrehter Teutschtümler, der gern im holden Wahnsinn die Augen rollen ließ und die Leier mit entsetzlich falschen Griffen marterte. Ein bißchen Griechenbegeisterung, eine Wallfahrt zu Goethe, die Aufhebung eines hanebüchernen Zensurediktes und ein halb Duzend unverbindlicher Redensarten gegen die Ob- skuranten genügten denn, diesem Potentaten bei dem

fortschrittlich gesinnten Bürgertum den Ruf eines liberalen Messias zu verschaffen, der freilich bald mit dem Wind verwehte, als sich der wackere Ludwig in allerhand Autokratienlaunen gefiel, etwa, durch die Straßen seiner Residenz wandelnd, ruhigen Bürgern mit dem Ruf: Der König! Der König!, den Hut höchst eigenhändig vom Kopfe schlug. Aber damals durfte er sich um so eher in diesem zweifelhaften Ruhme sonnen, als die Berufung des früheren Jakobiners Görres an die von Landshut nach München verlegte Universität den Berliner Demagogenriechern, vor denen der Herausgeber des Rheinischen Merkur 1817 hatte landesflüchtig werden müssen, recht übel auffiel.

Mochte bei Heines Bewerbung um einen Lehrstuhl an dieser Universität zehnmal der ehrenwerte Wunsch mitsprechen, seinem Oheim von der Tasche zu kommen, er vergab sich doch in den Augen selbst seiner besten Freunde unendlich, wenn er zu diesem Ende seinen politischen Radikalismus um mehrere Pflöcke zurücksteckte und durch Cotta beim König um gut Wetter anhalten ließ. Was er damals in einem Brief an Darnhagen über einen berüchtigten politischen Lumpazius, Witt Döring, schrieb, mit dem er gelegentlich in Berührung kam, sollte wohl auch eine Art Selbstentschuldigung sein: „In Deutschland“, hieß es da, „ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und Tat befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spas oder aus Vorteil, zu schulden kommen lassen darf; wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (das heißt Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nicht schadet, ja, daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswert sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavell, und jetzt noch in Paris, hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen.“ Genügten nach Mazarin drei Worte eines Menschen, um ihn an den Galgen zu bringen, so reichten diese verblüffend offenerzigen Sätze stets den Widersachern von Heines Wesen hin, dem Dichter zwölf Stricke für zwölf Galgen daraus zu drehen. Aber was Heine hier als seine eigene Weisheit kundgab, haben

schon Größere in der Weltgeschichte unbedenklich ausgeübt, nur daß er, ehrlicher als andere, herzlich eine Katze eine Katze und eine Lumpigkeit eine Lumpigkeit nannte, statt sich großspurig in den Theatermantel des Übermenschtums zu hüllen und mit seiner Herrenmoral aufzutrompseln. Seine schwachen Seiten kannte er selber gut genug und wußte, daß Geldmangel oder -überfluß auf seine Grundsätze nicht den mindesten Einfluß hatten, desto mehr auf seine Handlungen. Im Punkt der Unantastbarkeit und Korrektheit schlug ihn jeder preussische Kanzleirat aus dem Felde, aber es war etwas wie ein Stück Naturgesetz, daß der Dichter, der sich so ungebunden in der Literatur tummelte wie nie ein deutscher Poet, auch in seinem Leben von manchmal recht bedenklichen Ungebundenheiten nicht lassen konnte.

Zum Glück wurde es nichts mit den Münchener Universitätsplänen. Wenn der Dichter auch mit dem König gehen wollte, der König lehnte es ab, mit diesem Dichter zu gehen. Auf einer Italienreise, die Heine für mehrere Monate über Innsbruck, Verona, Mailand und Livorno nach Florenz führte und ihn in den Bädern von Lucca zumal mit Liebchaften, Apenninenbesteigungen und tausend Torheiten die Köstlichkeit des Daseins schmecken ließ, hartete er ungeduldig auf die Bestallungsurkunde. Statt ihrer kam die Nachricht vom Tode seines Vaters, die ihn tiefer als die Münchener Enttäuschung ins Herz traf. Niedergeschlagen, zusammengedrückt, beengt fand er sich, nach kurzem Aufenthalt in Hamburg, im Frühjahr des folgenden Jahres in Berlin wieder, mit den alten und einigen neuen Freunden karglichen Verkehr pflegend und im übrigen am dritten Teil seiner Reisebilder arbeitend. Ende 1829 erschienen sie mit der Jahreszahl 1830.

Als Heine von England zurückkehrte, fiel einem Bekannten auf, daß die frühere Zurückgezogenheit von ihm gewichen, und sein Benehmen offener und freier geworden war – als vornehmer, mißmutiger Gentleman erschien der Dichter. Das machte: er war sich seines Wertes jetzt voll bewußt, und wenig Selbstgefälligkeit und keine Übertreibung steckte darin, wenn er an Darnhagen schrieb:

„Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen Heinrich Heine“. Eine ausgereifte und scharf umrissene Dichterpersönlichkeit war Heine jetzt: wie jedem Dukaten der Kopf des Herrschers, so war jeder seiner Schöpfungen das Gepräge seines eigentümlichen Genius unverkennbar und unverwischbar aufgeprägt. Aber mit nichts fühlte er sich als einen gottbegnadeten Hallodri, der auf sein Genie und seine Erfolge drauslosfaulenzte und auf dem Lotterbett der Eingebungen seiner Muse harri. Auch ihm, der nur mit sorglosem Summlersschritt durchs Leben zu schlendern schien, war Genie fleiß und wie er, wetteifernd mit den Großen der klassischen Literatur, Wissensschätze aufstapelte, so nahm er es auch mit seiner künstlerischen Aufgabe verzeiwelt ernst.

An den gestügelten Liedchen der Heimkehr, die mit der unmachahmlichen Grazie des Falters von Blüte zu Blüte flatterten, an den freien Rhythmen der Nordseebilder – beide erschienen zuerst im Gesellschafter und 1827 mit den früheren Poesien zusammen als Buch der Lieder bei Campe – und an der leicht dahinfließenden Prosa der Reisebilder hatte der Dichter unermüdlich gefeilt, und bei jeder neuen Auflage strich und feilte er aufs neue. In den Heimkehrliedern kündigte sich schon ein kecker Realismus in der Behandlung der Stoffe an. Romantische Narretei mochte es noch sein, wenn Heine den Mond einer Riesenpomeranze verglich, aber fand sich der angehende Knabe eines anderen Gedichts schon bei Goethe, so tauchten die Wünsche bleichenden Mädchen erst wieder bei Liliencron auf. Neben ausgesprochen Volksliedmäßigen, neben Balladen von der ganzen ergreifenden Schönheit der Wallfahrt nach Kewlar, die Jugendeindrücke vom Rhein ihr Sein verdankte, bot der Dichter hier auch abgeschlossene Bildchen, die ebenso plastisch wie innerlich waren. Das ist ein schlechtes Wetter, Der bleiche herbstliche Halbmond gehörten dazu wie dieses:

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,

Die Stadt mit ihren Türmen,
 In Abenddämmerung gefüllt.
 Ein feuchter Windzug kräuselt
 Die graue Wasserbahn;
 Mit traurigem Takte rudert
 Der Schiffer in meinem Kahn.
 Die Sonne hebt sich noch einmal
 Leuchtend vom Boden empor,
 Und zeigt mir jene Stelle,
 Wo ich das Liebste verlor.

Die Stadt mit den Türmen war Hamburg und das Liebste noch immer der angebetete Gegenstand früheren Liebeskummers, aber öfter denn vordem spottete der Dichter seines eigenen Wehs und verhieß, daß bald ein neuer Liebesfrühling aus dem geheilten Herzen sprießen werde. In der Tat stahlen sich schon schöne Kinder, die man nicht unter den Linden grüßt, zwar nicht in sein Herz, doch in sein Blut und seine Verse ein, und war er gestern noch der unglückselige Atlas, der eine ganze Welt von Schmerzen tragen muß, so heute der glücklichste Laokoon, den die allerschönste der Schlangen mit dem geschmeidigen Leib umwindet und umschlingt. Aber während die grimmigsten Professoren in den leichtfertigsten Oden des Horaz die geeignete Grundlage für die klassische Bildung der heranwachsenden Jugend sahen und die prüdesten Strickstrümpfe beiderlei Geschlechts an der versteckten Lüsternheit eines Claren ihr innigstes Behagen hatten, schrie der ganze Tugendpöbel Zeter und Mordio über den Poeten, der es auch für des Dichters Aufgabe hielt, auszusprechen, was ist, und frei sang, was er frei empfunden. Der Romandichter Willibald Alexis, dessen Phantasie nur auf dem uckermärkischen Sande üppig wucherte, klagte, einer für viele, über die Unwürdigkeit der angefangenen Schönen, „deren Liebe zu erwerben jedermann nur mäßige Kosten verursachen dürfte“, aber später brach ein anderer märkischer Dichter von unbestrittener Größe und Reinheit der Gesinnung, Theodor Fontane, eine scharfe Lanze für Heine gegen die „Weihelkemonopolisten“. „Die Verquickung von Übermut und Komik hebt Schilderungen der Art“, meinte er, auf eine nicht ganz stubenreine Szene der

Reisebilder anspielend, „auf eine künstlerische Hochstufe, neben der die saubertuenden Wendungen der angeblichen Unschuldserotiker auch moralisch versinken.“

Nur oberflächliche Kritiker wurden durch die oft leichten Empfindungen, ausgedrückt in stets leichten Versen, schon damals dazu verführt, den Dichter der Oberflächlichkeit zu zeihen. Aber der Leichte war bei weitem nicht leicht. Sein Herz glich wirklich dem Meere, das er so hingeeben liebte. Unter dem munteren Spiel hurtig gekräuselter Wellen bargen sich die ewigen Tiefen mit Kostbarkeiten und Schrecknissen, unbemerkt und ungenahnt von jedem, der mit flüchtigem Segel darüberstrich.

In den Nordseebildern, deren Stabreime aller klassischen Metrik spotteten und wieder an urgermanische Rhythmen erinnerten, vermittelte Heine als erster den Deutschen den Eindruck des Meeres. Das war gewiß kein Zufall. Während England, die erste aller seefahrenden Nationen, längst seine Salzwasserlyrik besaß, waren die Bewohner des heiligen römischen Reiches noch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts so sehr ein Binnenvolk, daß der Humorist Lichtenberg von einem Besuche auf Helgoland 1773 seinen Bekannten in Hannover und Göttingen sechs Krüge Seewasser als Merkwürdigkeit mitbrachte. Jetzt, da die Sehnsucht der bürgerlichen Klasse Deutschlands aufs Weltmeer hinausstrebte, erhielten auch die Deutschen die ersten Verse, aus denen ihnen Brandung und Salzduft der See entgegenschlugen. Ein paar Jahre nach dem Erscheinen der Nordseebilder brachen sich auch in freiligraths Gedichten grau und salzig die Wellen am Ufer, und ein halbes Menschenalter später rief der dritte Dichter der Revolution, Georg Herwegh, nach deutschem Binnen zu deutschem Segeltuch und sah in den Furchen, die Kolumb gezogen, Deutschlands Zukunft aufgehen.

Aber von unmittelbarer Anschaulichkeit waren Heines Seegedichte:

Wie schwarzgrüne Rösse mit silbernen Mähnen
Sprangen die weißgekräuselten Wellen.

Derber noch als in den Liedern der Heimkehr packte bei den Meerbildern Heines Realismus zu. Wie Byrons

Don Juan mitten in heftiger Liebesbeteuerung von heftiger Seekrankheit geschüttelt wurde, so vernahm der deutsche Dichter bei einem Sturmwind noch andere Geräusche als das Brausen des Wetters und das Schrillen der Möwen:

Ein fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus.

Und wenn ein Gedicht feierlich begann:

Meeresfülle! Ihre Strahlen
Wirft die Sonne auf das Wasser,
Und im wogenden Geschmeide
Zieht das Schiff die grünen furchen,

so stürzte sich schon in der dritten Strophe der Kapitän auf den beteerten Schiffsjungen mit der Beschuldigung, einen Hering aus der Tonne gestohlen zu haben. Aber daneben webte Heine in den meergrünen Teppich seiner Seelyrik bunt die ganze griechische Götterlegende mit Zeus und Juno, Hephaistos und Aphrodite, Tritonen und Nereiden, nur daß auch hier der Meeressgott gelegentlich in gelber flaneljacke und lilienweißer Schlafmütze aus den Wogen tauchte.

Ebenjowenig geriet Heine durch Laune und Zufall auf den Gedanken, das, was er in Prosa zu sagen hatte, in die form von Reisebildern zu gießen und die fahrten durch Thüringen und Italien und den Aufenthalt auf Norderney in literarische Münze umzuschlagen, sondern weil die neue Klasse, die nicht aus der Seackerung der Scholle, sondern aus Verfertigung und Vertrieb von Warenmassen ihre Nahrung zog, die Behaftigkeit des achtzehnten Jahrhunderts überwand und beweglich wurde, kam diese Sattung von Erzählungsliteratur auf. Die Zeit der Chausseebauten war es, da Nagler die Schnellposten einführte, Ritter die Erdkunde zur selbstständigen Wissenschaft erhob und die ersten Reisehandbücher in oft pedantischem Tone auf die Schönheiten der deutschen Gaaue hinzuweisen begannen.

Mit allem andern hatten freilich Heines Reisebilder zu tun als mit Pedanterie. War in Goethes italienischer Reiseschilderung Hin und Her der Wanderfahrt mit ihren unvergeßlichen Eindrücken die Hauptsache, so galt Heine

die Reise nur als Vorwand, sich alles vom Herzen zu schreiben, was ihm das Herz bewegte: Erlebtes und Erträumtes, Stimmungen und Überzeugungen, Liebe und Haß, Persönliches und Politisches, und so wurden seine Reisebilder vielfältig und wirrsällig wie das Leben selbst. Ganz unsystematisch sprangen sie von diesem zu jenem und handelten durcheinander von Wanderungen und Weinreben, von Wald und Sternenhimmel, von Junkern und Juden, von Helden und Schüchern, vom alten Fritz und Napoleon und, durchleuchtet von Scherz, Satire, Ironie und tieferer Bedeutung, war das Ganze hunter noch als die Reiseschilderungen des grotesken Briten Lawrence Sterne, die manche als Vorbild der Gattung nannten. Ein Mosaik von hunderttausend Augenblicksbildern bot sich dar, und wenn Goethe mit ernster Stirne im Vergänglichen das Ewige suchte, Italien nur als Land seiner klassischen Sehnsucht durchstreifte und den Wind, herwehend von antiken Gräbern, wie Wohlgeruch von einem Rosenhügel einatmete, so sah Heine mit lebendigem Blick in dem scheinbar Ewigen das stets Vergängliche, grüßte frohgestimmt das Heute und Morgen und schlürfte nicht von Gräbern, sondern von wirklichen Rosenbüschen den köstlichen Duft der Gegenwart ein. Goethe war auch in seiner Reiseschilderung klassisch, Heine ebenso gewiß romantisch. Aber mit jedem seiner Sätze offenbarte er immer deutlicher, daß er die Kunstmittel der Romantik um so selbständiger beherrschte, je weiter er sich im allgemeinen aus dem romantischen Bannkreis entfernte. Die feinsten Wirkungen sah er ihr ab, doch er stellte sie in den Dienst seiner Sache und füllte neuen Wein in die alten Schläuche. Während darum die Romantiker fast stets die Leser in einem wirren Dorndickicht umherstolpern ließen, führte Heine, da ihm der Sinn für den natürlichen Bau eines Kunstwerkes tief im Blute saß, leicht und sicher zu dem gewünschten Ziele. Nirgends wurde absichtlich mit Dunkelheiten gespielt. Jeder Satz sprach einen klaren Gedanken klar aus, eben weil die oft lyrische Prosa dieser Schilderungen, nur dem Gesetz des Wohlklanges folgend, in genauem Gegensatz stand zu dem hölzernen, auf Stelzen

schreitendem Deutsch, das bislang so vielen Schriftstellern als Muster gegolten hatte. Unter Heines formender Hand gewann die scheinbar so spröde Sprache eine zauberhafte Schmiegsamkeit und Lebendigkeit, so daß selbst die Franzosen vor diesem beschwingten und funkelnden Stil erstaunten. Mit Recht sagte Suškow von dieser Sprache, die notwendig war, um Gedanken und Gefühle der neuen Menschen wiederzugeben, daß, wer hinfort schön schreiben wolle, davon borgen müsse, und in der Tat nährten sich in den folgenden Jahrzehnten bis auf diesen Tag die feuilletonisten mit den Brosamen, die von Heinrich Heines Tisch fielen.

In den Reisebildern, denen er die Englischen fragmente einverleibte, und in dem Buch der Lieder steckte der ganze Heine, wie er vor seiner Übersiedlung nach Frankreich war, ein machtvoll beredter Dolmetsch für die neuen und komplizierten Empfindungen jener neuen Menschenschicht, die eben in lockeren Schwärmen am Horizont auftauchte. Wie ihr in des Herzens banger Unsicherheit erschien auch ihm die Erde oft als ein Tollhaus oder als ein Krankenhaus, denn die Zeit war ja aus den fugen:

Doch jetzt ist alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen, eine Not!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel tot.

Aber vergebens wendet sich der Dichter an die gleichgültigen Sterne, um Auskunft über das qualvoll uralte Rätsel des Lebens zu erhalten, und unmutig entschließt er sich, da Welt und Leben ihm zu fragmentarisch sind, zum deutschen Professor zu gehen, der mit seinen Nachtmützen und Schlafrocksezen die Lücken des Weltenbaus stopft. Mit Wehmut und mit Stolz zugleich ward er sich der Losgelöstheit des Einzelmenschen aus dem früheren festen Gefüge der Gesellschaft bewußt. „Ist das Leben des Individuums“, fragte er, „nicht vielleicht ebenso viel wert wie das des ganzen Geschlechts? Denn jeder einzelne Mensch ist schon eine Welt, die mit ihm geboren wird und mit ihm stirbt, unter jedem Grabstein ruht eine Weltgeschichte.“ Bei Beobachtung der fest und genügsam zu-

jammenlebenden Insulaner von Norderney in all ihrer Primitivität sprang sofort der Gegensatz zu den nicht mehr primitiven neuen Menschen in ihm auf. „Wir leben im Grunde geistig einsam. Jeder von uns, geistig verlarvt, denkt, fühlt und strebt anders als die andern, und des Mißverständnisses wird so viel, und selbst in weiten Häusern wird das Zusammenleben so schwer, und wir sind überall beengt, überall fremd, und überall in der fremde.“

Doch von dieser sanften Melancholie bis zum pessimistischen Trübsinn war ein meilenweiter Weg. Der Dichter kokettierte wohl echt byronisch ein wenig mit seinen Schmerzen, indem er sie hegte und pflegte und sein Vergnügen daran hatte und auf ihn zielte deshalb sein Gegenfüßler, der romantische Junker v. Strachwitz, mit den grimmen Versen:

Ich schminkte nie zum Spaß die Wange blasser
Noch quetscht ich je mit affektierten Schmerzen
In meine Augen künstlich Tränenwasser;
Ich leide wenig an zerrissnem Herzen.

Aber über Gram und Schmerz hinaus wuchs ein hochgespanntes Lebensgefühl in Heine, das frohe Bewußtsein, einzig und nur einmal auf dieser blühenden Erde zu sein, irgendwie verschwistert mit allem, was unter den Sternen krencht und fleucht, und tief innerlich entschlossen, das Dasein in Süß und Sauer durchzukosten bis zur Neige. „Tirili, tirili“, jauchzte er, „ich lebe! Ich fühle den süßen Schmerz der Existenz, ich fühle alle freuden und Qualen der Welt, ich leide für das Heil des ganzen Menschengeschlechts, ich büße dessen Sünden, aber ich genieße sie auch.“ Mit Lachen und Weinen war Heine ganz Gegenwartsmensch und, ein echter Dichter des anbrechenden Maschinenzeitalters, das den Tag in Augenblicke zerriß, stets geneigt, mit der Stimmung des Augenblicks zu segeln, der so nur einmal und nie wieder kam. So kurz war das Leben, und wenn man einem Gleichgesinnten sein Herz erschließen, wenn man einem schönen Mädchen das Busentuch lüften konnte, zugegriffen, ehe die Sekunde verstrich! Tirili! Tirili! Auf dieser lieblich verworrenen Welt fühlte er sich so wohl, er trug die ganze Brust voll Blumen, und aus diesem Gefühl heraus steigerte sich ihm ein

Weinrausch im Bremer Ratskeller zu einem allgemeinen Lebensrausch: das hohe Lied der göttlichen Bezechtheit sang er in Tönen, wie sie von gleich bacchantischer Philosophie seit dem chinesischen Hilen Li-Tai-Pe in der Weltliteratur nicht mehr erklungen waren:

Auf den Dächern der Häuser sitzen
Die Engel und sind betrunken und singen:
Die glühende Sonne dort oben
Ist nur eine rote betrunkene Nase,
Die Nase des Weltgeists,
Und um die rote Weltgeistnase
Dreht sich die ganze betrunkene Welt.

Die Auflösung der feststehenden Moralbegriffe machte, zumal in den unvermeidlichen Stunden der Müdigkeit, den Dichter auch duldsamer gegen die Mitreisenden auf der Lebensbahn. Da niemand ein schneeweißer Tugendengel, niemand ein pechtrabenschwarzer Bösewicht war, entwaßnete oft ein verstehendes und verzeihendes Lächeln den Donnerkeile schleudernden Zorn. Er wußte ja nur zu gut, daß die Leiden der Welt, wie gekrümmte Liebe, Podagra, getäuschter Ehrgeiz, Rückendarre, Reue, Hämorrhoiden, Herzwunden, geschlagen vom Undank der Freunde, von der Verleumdung der Feinde und von der eigenen Sünde, sich ebenso leicht unter einer groben Kutte borgen, wie unter einem feinen Modestrock. Das ewig Unvollkommene an allen Erdenkindern, das gemeinsam Menschliche vergaß er nie, und ein dereinst berühmter italienischer Dichter in den Bädern von Lucca, der seiner verfetteten und verblühten Jugendgeliebten den Spucknapf reichste, rief in ihm die Vorstellung wach, er selbst könne einmal ebenso dünn und kümmerlich neben dem Bette einer alten Dattel hocken und ihr auf Wunsch den Napf den Spuckes reichen. Der in den Stunden des Kampfes seine Gegner mit tödlichem Hass haßte, war zu anderer Zeit wieder gesonnen, sie anzureden: „Edle, schwarze Narren, ich kann nicht mit Euch harmonieren, weil meine eigene Narrheit eine Kappe von anderer Farbe hat, wir stehen in diesem Leben ernsthaft geschieden, aber dort oben sitzen wir brüderlich vereint und singen:

Was ist des Deutschen Vaterland
Mit veilchenblauer Seide?"

Zu den ganz großen souveränen Künstlern gehörte Heine, die, wie er es von Aristoteles, Cervantes und Molière rühmte, nicht nur das Zeitliche und Unwesentliche angreifen, sondern das Ewig-Lächerliche, die Urschwächen der Menschheit verspotten, und sein Lachen trug ihn hoch über die nicht so sehr wohl gelungene Schöpfung hinaus. Sein Lachen entsprang aber bei weitem nicht immer einem Humor, der wie ein behaglich flackerndes Kaminfeuer wärmte, sondern ein gelles, ein wehes Lachen war es oft, das aus zerschnittenem Herzen aufstieg. Oft trug der Dichter die Dornenkrone unter der Schellenkappe. Doch wenn Heine, etwa in den Szenen von Gumpel Gumpelino und Hirsch Hyazinth mit einem breiten und behübigen Humor malte, so übte er doch weit mehr noch jenen Witz, der in diesem Zeitalter der Gegensätze aus der Reibung zweier Kontraste aussprühete. Witz zwar konnte vielerlei sein. Witz in seiner Isolierung mußte zur abgeschmackten Spaßmacherei entarten wie bei Baphir. Der gewöhnliche Witz war dem Dichter nicht mehr als ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, aber sein Witz ruhte auf ernstem Grunde. Wie man ehemals einen Degen an der Seite trug, so trug Heine seinen Witz im Kopf, eine scharf- und spitzgeschliffene Waffe, die er unbarmherzig und unwiderstehlich zu führen wußte, denn er hatte die Verzagtheit früherer Stunden abgeschüttelt, sich zum Kämpfer aufgeworfen und mit den Reisebildern ein weithin ragendes Banner entrollt, in dessen falten der Sturmwind der neuen Zeit rauschte.

freilich entfesselte er damit eine Welt von Haß gegen sich, und wie faule Äpfel flogen die faulen Vorwürfe gegen ihn, als Jude verleugne er das Deutschtum und verrate und verkaufe sein deutsches Vaterland. Diese Anschuldigung war ebenso boshaft wie lächerlich gegen einen Dichter, der schon damals die deutsche Literatur um kostbare Schätze bereichert hatte und, gerade weil er das deutsche Vaterland der Zukunft in tiefster Seele liebte, nicht mit den „sonettierenden Almanach-Poeten“ seiner

Zeit schalmeien wollte, sondern der jämmerlichen Gegenwart unerbittliche Fehde ansagte. Wie in seinen Werken war er auch in seinem Wesen deutscher als die meisten seiner Gegner, die nur eine teutonische Grimasse aufsteckten. Als der Göttinger Student in einem Kolleg Beneckes über altdeutsche Sprache nur acht Mithörer traf, klagte er, daß von tausend an der Universität eingeschriebenen Deutschen nur so wenige für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Schätze ihrer Väter Interesse hätten. Seine Schwester Lotte bat er inständigst, ihrem Töchterchen nur keinen präziösen, sondern einen einfachen, echt deutschen Namen zu geben, und ein aufrichtiges Glaubensbekenntnis war es, wenn er ein andermal sich selber eine der deutschesten Bestien nannte.

Weil er als einer der ersten zu den Waffen griff und die Geister zum Kampf aufrief, war Heinrich Heine im Grunde sogar weit nationaler als Schiller und sicher als Goethe, die weltbürgerlich ihr Reich der Freiheit und Schönheit in die Wolken bauten und sich statt mit einer politischen mit einer rein ästhetischen Kultur begnügten. Hier wurzelte auch der tiefe Gegensatz zwischen Goethe und Heine. Als Karl Marx die zwiespältige Natur Goethes und den Kampf in seiner Brust zwischen dem genialen Dichter auf der einen und dem behutsamen frankfurter Ratsherrnkind oder weimarischen Minister auf der andern Seite zu erklären unternahm, kam er zu dem Schluß, daß die deutsche Misere auch diesen Großen besiegt habe: in einer weltgeschichtlichen Zeit, da Napoleon den großen deutschen Flugasstall ausschwenkte, behandelte Goethe die winzigsten Angelegenheiten eines der winzigsten deutschen Höflein mit feierlichem Ernst, und immer mehr zog sich der gewaltige Dichter hinter den unbedeutenden Staatsminister zurück. Wenn denn das junge Geschlecht zwischen 1820 und 1830 an Goethe dachte, so stand nicht, mit Marx zu reden, „das trotzig, weltverachtende Genie“ vor ihnen, nicht der Stürmer und Dränger, dessen Götz mit dem Ruf starb: „Freiheit! Freiheit!“, sondern der mitlebende „rück-sichtsvolle, genügsame Philister“, mit Heine zu reden, „das große Zeitablehnungsgenie“, das von seinem Weimarer

Wolkenthron mit abweisender Gleichgültigkeit auf das Sekribbel der neuen Zeit herabblickte. Deshalb verglich dieses Geschlecht den altgewordenen Helden wohl mit einem Räuberhauptmann, der sich vom Handwerk zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt und in die peinlichste Verlegenheit gerät, wenn zufällig irgendein wüster Waldgeselle aus Kalabrien mit ihm zusammentrifft und die alte Kameradschaft erneuern möchte. Deshalb wettete Börne in maßlosem Haß gegen den „gereimten Knecht“ und schalt seine Muse eine Dirne, deshalb höhnte Grabbe über den „alten Narren“ mit seiner „Patriziervisage“. So hatte Heine aus einem ähnlichen Gefühl heraus schon in seinen Berliner Briefen Goethe einen großen Mann in einem seidnen Rock genannt. Der oft lächerliche Söhndienst, der in Rahels Hause mit dem Jupiter von Weimar getrieben wurde, hatte ihn auch nur dazu gebracht, sich in seine Werke eingehend zu versenken – er sei, schrieb er damals, nun kein blinder Heide mehr, aber ein Heide, ein Kezer gegen den Abgott des Darnhagenschen Kreises blieb er. Ein Besuch Heines bei Goethe während seiner Thüringer Wanderung verlief kühl und kurz und hinterließ bei dem jüngeren Dichter einen bitteren Nachgeschmack. Nun war Heine selbst in jedem Blutstropfen allzusehr Künstler, um in den Polterton Börnes oder Grabbes gegen den großen Künstler Goethe zu verfallen, er bewunderte den Dichter, aber verabscheute den „Aristokratenknecht“, und letzten Endes stießen ihn die „teuren Schöpfungen“ doch ab. Das schöne Wort: „Die Natur wollte wissen, wie sie aussieht, und sie erschuf Goethe!“ faßte zusammen, was an Neigung für und an Abneigung gegen den Klassiker in Heines Herzen saß. In dieser objektiven und klaren Ruhe sah der Dichter, der sich immer schwärmerischer als Kämpfer für eine Idee fühlte, nur die Selbstsucht eines leichten Lebemenschen, der, in kalter Behaglichkeit versunken, nichts entsetzter abweist als den Kampf gegen die großen und kleinen Machthaber des Tages. Darum begrüßte Heine die Insurrektion gegen Goethe, die Wolfgang Menzel in seiner deutschen Literatur-

geschichte unternahm, und stellte befriedigt fest, daß das Prinzip der Goetheschen Zeit, die Kunstidee, entweiche und daß die schöne objektive Welt dieses Großen zusammenfinke und eine neue Zeit mit einem neuen Prinzip aufsteige.

Daß er bei seinem Kampf gegen einen anderen Dichter, den Grafen Platen, gleichfalls die Prinzipien der alten und der neuen Zeit aufeinanderprallen sah, war eine verhängnisvolle Selbsttäuschung Heines. Trotz seiner aristokratischen Herkunft gehörte nämlich August Graf v. Platen-Hallermünde keineswegs zu den literarischen Landsknechten des Mittelalters, sondern glühte wie Heine in der Begeisterung für die Freiheit der Menschheit und in dem Haß gegen die Tyrannei. Für des Dichters Beruf hielt er, Freiheit zu singen „und männliche Würde der feigen Zeit, Schmach dem Heuchler und Fluch dem Bedrucker und jedem, der Knechtschaft predigt“, und stolz gab er seinem Wirken die Losung aus:

Und sollt ich sterben einst wie Ulrich Hutten,
Verlassen und allein,
Abziehen den Heuchlern will ich ihre Kutten:
Nicht lohnts der Mühe, schlecht zu sein!

Deutsche Enge und deutsches Elend hatten Platen, wie so viele edle Geister, des Vaterlandes dicken Staub von den Füßen schütteln lassen, und wenn er unter Italiens Sonne der Heimat gedachte, bäumte sich oft ein wilder Haß in ihm auf, nicht nur gegen deutsche Bedrückung, sondern auch gegen deutsches Wesen schlechthin, der seinem als undeutsch verlästerten Gegner fremd war. Nur an den Haaren, kündete er in brieflichen Herzensgüssen, werde er sich nach Deutschland, dem „Land der Esel“ und zu den Deutschen, dem „transalpinischen Gesindel“ zurückschleppen lassen. „Ich habe das Glück“, schrieb er, „manchmal für einen Franzosen gehalten zu werden“, und aus der Verbitterung einer anderen Stunde heraus meinte er, nicht allein das deutsche Publikum, sondern selbst die deutsche Sprache werde ihm allmählich gleichgültig.

Allerdings gefiel er sich in einer oft sklavischen Nachahmung antiker Versmaße, die dem Geist der deutschen Sprache durchaus widerstrebten. Mochte die grundsätzliche

Abneigung Heines, der den germanischen Rhythmus aufs glücklichste wieder belebt hatte, gegen Platen schon in diesem dichterischen Wesensunterschied wurzeln, so schoß sie doch erst durch eine persönliche Angelegenheit üppig in die Halme. Ein Sandkorn brachte die Lawine gegenseitiger Schüssigkeiten ins Rollen. Durch ein paar harmlose Stachelverse Immermanns gegen die Chafelen-Dichter, die Heine in seine Reisebilder aufgenommen hatte, fühlte sich der empfindliche Platen in einer Weise verletzt, daß er seine satirische Komödie *Der romantische Ödipus*, die als eine Abrechnung mit der ganzen Romantik gedacht war, nur auf Immermann und nebenbei auf Heine zuspitzte. freilich war Platens attisches Salz in diesem Stück recht stockig, und da er Heine, ohne je eine Zeile von ihm gelesen zu haben, nicht als Dichter, sondern als Juden aufs Korn nahm und über den „Pindarus vom kleinen Stamme Benjamin“ und über den „Petrark des Laubhüttenfestes“ wihelte, so gehörte auf einen groben Klotz schon ein recht grober Keil. Aber auch andere Umstände berechtigten Heine, in Platen zu sehen, was er gewiß nicht wahr, den frechen freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen. Um Heines Kandidatur für einen Lehrstuhl an der Münchener Universität zum Scheitern zu bringen, ließ der Professor Ignaz Döllinger in der Zeitschrift *Eos* sehr grobes Geschütz gegen den Verhassten spielen, wieder sein Judentum in einer unanständig gemeinen Art verhöhnend. Döllinger aber war nicht nur ein Universitätsfreund Platens, sondern die *Eos* brachte auch gleichzeitig mit den Anwürfen gegen Heine eine begeisterte Lobpreisung Platenscher Gedichte, und zu allem Überfluß wurde Platen zum Mitglied der Münchener Akademie ernannt, als Heine gerade vergeblich auf seine Bestallungsurkunde harrte. Das mußte diesen in dem Irrglauben bestärken, daß jener, wenn nicht das Haupt, so doch das tätige Mitglied eines „Bundes von Pfäffchen, Baronen und Päderasten“ sei, und so raffte er sich in den Bädern von Lucca zu erbarmungsloser Züchtigung des Dichtergrafen auf. Mit einer bis dahin unerhörten Kraft der Bosheit unterzog er sich seiner Aufgabe: in das tödlichste Gift tauchte er mit viel Behagen jeden seiner

Pfeile, ehe er ihn von der Sehne schnellte. Er begnügte sich nicht damit, in Platen den Aristokraten zu stäupen, sondern der in Dingen der Geschlechtsliebe wahrhaftig nicht puritanisch dachte, gefiel sich darin, den Feind als Liebhaber männlicher Reize dem Gelächter preiszugeben, und mühelos übertraf er bei weitem die unsachliche Kampfweise des andern. Aber wenn Heine nach geschehener Tat aufatmete: „Gottlob! Es heißt jetzt nicht mehr: Der arme Heine, der arme Immermann! Das Mitleiden war nicht zu ertragen“, und wenn er auch bei jedem Richter auf mildernde Umstände rechnen durfte, so fühlte er sich doch in seiner Rolle nicht ganz wohl, denn bald merkte er, daß er gerade die besten seiner Freunde vor den Kopf gestoßen hatte. Vergeblich suchte er immer wieder seine Sache zu einer politischen, einer Parteisache zu stempeln, vergeblich betonte er, im Gegensatz zu dem Schiller-Goetheschen Feienkampfe, der nur ein Kartoffelkrieg um die Kunst, also um den Schein des Lebens gewesen sei: „Jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die Literatur!“

Aber in der Tat trat, wenn auch nicht in dem Streit wider Platen, mit Heine die Revolution in die Literatur. Nicht nur die Hemmnisse, die seiner freien Entwicklung als Mensch und Künstler entgegenstanden, drückten ihm die Waffen in die Hand, sondern der Jude, der sich bei einer Heze hannoverscher Junker erinnerte, daß seine Ahnen nicht zu den Jagenden, sondern zu den Gesagten zählten, fühlte sich allen Unterdrückten blutsverwandt und blutsfeind allen Unterdrückern. Wohl sah er voraus, daß seines Lebens Lose heiterer fallen mußten, wenn er, statt sich in die politische Fehde zu stürzen, in Behaglichkeit „gefährlose Novellen und sonstige kleine Sklavchen“ zeugte, aber betrachtete er den ganzen Jammer deutscher Zustände, so bebte seine Seele und brannte sein Auge. Er mußte kämpfen. Freilich faßte er nicht seine politischen Anschauungen in ein System oder wandelte sie in einheitlicher Folge ab, sondern hier und da ließ er aus der Blütenwirrnis reiner Poesie jäh den Genius der Freiheit hervorspringen und die dreifarbige Fahne schwenken. Was sich ihm dabei

in den Vordergrund drängte, war der Glaube an die umwälzende Kraft der Idee, wie ja überhaupt der Liberalismus als Weltanschauung auf der Macht der Idee fußte und nie mehr von der Zauberwirkung der Ideen geschwärmt wurde, als in der frankfurter Paulskirche anno 1848. So war es ein Ausfluß liberalen Geistes und erinnerte zugleich an Hegels Lehre, wenn Heine in der Weltgeschichte nichts als die Garderobe des menschlichen Geistes sah: keinen Zusammenstoß von Interessen, sondern zunächst einen Widerstreit von Ideen. Drüben der hochmüthige Wahn der feudalen, die sich für die Blumen der Welt hielten und alle anderen für das Gras, drüben der dünnliche Irrglaube der Junker, daß Millionen Menschen als Lasttiere geschaffen seien für einige Tausend privilegierter Ritter, hüben die leuchtende Idee der Freiheit, die Religion geradezu der Freiheit, die Religion unserer Zeit, hüben der heilige Kampf für die großen Aufgaben der Zeit: „Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen geduckten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Sängelbände der Bevorrechteten, der Aristokraten“.

Dieser bevorrechteten Sippe galt Heines ganzer glühender Haß. So wie er haßte nur noch einer in dieser lauen Zeit, den Heine als den einzigen Dichter der Revolution neben sich ansprach, Johann Heinrich Voß, der greise Dichter der Luise, der Übersetzer Homers, der sich an Napoleon als dem „Würgengel der Hochgeborenen“ erfreute und seinem Jugendgefährten, dem Dichter Stolberg bei seiner flucht in den Katholizismus höhrend zurief: Edlere nennst Du die Böhne Gewappneter, die in der Vorzeit Tugend des Doggen vielleicht adelte oder des Wolfs?

Wie Voß, der als Hohn eines Leibeigenen aufgewachsen war, kannte Heine den dreisten Übermut der Junker nicht nur vom Hörensagen. In Göttingen und in Norderney hatte er in den Sprossen des hannoverschen Krautsunkertums die Urbilder jener edlen Recken beobachtet, deren ganzer Gedankenkreis sich um Pferde, Hunde und Ahnen drehte,

und „die unferesgleichen“, grimmte er, „zu ihren Hundejungen, ja auch vielleicht noch zu etwas Wenigerem, zum Hunde selbst, machen möchten“. Mit zusammengepreßten Lippen hatte er in Göttingen gesehen, wie ein paar dieser Edlinge einen armen Teufel von Schnellläufer durch einige Taler bewogen, ermattet in schwüler Sommerhitze die zurückgelegte Strecke noch einmal zu laufen, „und der Mensch lief und war totbläß und trug eine rote Jacke und dicht hinter ihm im wirbelnden Staube galoppierten die wohlgenährten edlen Jünglinge auf hohen Rossen, deren Hufe zuweilen den geheßten keuchenden Menschen trafen, und es war ein Mensch!“ Kein Werk erschien ihm verdienstvoller, als die Burgen, die felsennester jener privilegierten Raubvögel, auszuräuchern, die auf ihre schwächliche Nachbrut bloß den starken Appetit vererbt hatten, kein Ziel höher, als Deutschland von den Resten des Feudalismus und Klerikalismus zu befreien. In einem Atemzug nannte Heine die Pfaffen mit den Rittern, denn ganz zu schweigen von seiner Abneigung gegen das hohle, ausgestorbene Seelengespenst der Religion wußte er, daß zur Unterstützung der Religion heutzutage viel Bajonette gehörten. In katholischen wie in protestantischen Pfaffen, mochten jene wie Eigentümer und diese wie Pächter des Himmels einherwandeln, entdeckte er das einmütige Streben, durch den alten Glauben das Volk zur alten Bescheidenheit und Mäßigung zurückzuführen. Dabei gestand er einschränkend, er hasse nicht den Altar, sondern nur „die Schlangen, die unter dem Gerölle der alten Altäre lauern“, und nicht den Thron, sondern nur „das windige Adelsgezieser, das sich in den Ritzen der alten Throne eingenistet“. Ohne Umschweife bekannte er sich als Anhänger des Königtums und des monarchischen Prinzips und schwärmte von der „Emanzipation der Könige“, auch hier ganz im Sinne jener oberflächlichen liberalen Geschichtsauffassung, die den „guten“ König von den „schlechten“ Ratgebern befreien wollte. Gleichwohl hielt der Dichter es für rätlich, den Monarchen als Eigentum des Volkes in einer sicheren Konstitution einzusperrern, wie man den Löwen, den König der Tiere, hinter eisernen Stangen verwahrt, denn das

Volk war ihm der wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande, und im Willen des Volkes lag für ihn die einzige Quelle aller Macht. Nicht mehr die gekrönten Häuptlinge, sondern die Völker traten als die Helden der neueren Zeit auf: „Auch diese Helden haben eine heilige Allianz geschlossen, sie halten zusammen, wo es gilt für das gemeinsame Recht, für das Völkerrecht der religiösen und politischen Freiheit, sie sind verbunden durch die Idee, sie haben sie beschworen und dafür geblutet, ja, sie sind selbst zur Idee geworden – und deshalb zuckt es gleich schmerzlich durch alle Völkerherzen, wenn irgendwo, sei es auch im äußersten Winkel der Erde, die Idee beleidigt wird“.

Diese Idee aber, die Lehre der Freiheit und Gleichheit, war in den Tagen der großen französischen Revolution „aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle gestossen, die wir Vernunft nennen“, und neben der Liebe zu schönen Frauen saß deshalb die Liebe zur französischen Revolution von Anfang in Heines Herzen. Diese Revolution war das Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit, und als der Kuhreigen der Freiheit klang ihm die Marseillaise ins Ohr, doch seine Neigung galt immer noch mehr der großbürgerlichen Gironde als der kleinbürgerlichen Bergpartei, wie er auch die radikalen Wahlrechtsreformer in England in Verdacht hatte, auf eine „Pöbelherrschaft“ loszumarschieren.

Wenn der Dichter der Zwei Grenadiere der schwärmerischste deutsche Sänger Napoleons wurde, so sprach sicher die rein künstlerische Freude an einer gewaltigen Persönlichkeit mit, die durch ihre menschliche Größe auch einen Goethe in ihren Bann zwang. Aber mehr noch steckte in dieser Napoleonbegeisterung kühne Auflehnung gegen die herrschenden Mächte des Tages. Damit stand Heine nicht allein, sondern wie einst im Düsseldorfer Hofgarten war er auch jetzt im Garten der deutschen Literatur nur einer unter vielen, die den Hut vom Kopfe rissen und mit lautem: Vive l'Empereur! den Mann umlärmten, der gelassen die Allee heruntergeritten kam. Schon im Oktober 1814, als die siegreichen Landwehren aus Frankreich nach Deutschland zurückströmten, feierte eine sächsische Zeitschrift den

enthronten Kaiser als „die Schutzwehr der Verfassung durch Stellvertreter, als einen geschworenen Feind des feudalsystems und als kräftigen Erzieher der Nationen zum Widerstande gegen mutwilligen Druck und abgenützte Vorurteile“, und als der von Elba Zurückgekehrte in den hundert Tagen gar mit konstitutionellen Gedanken spielte, war er mit einem Schlag der Abgott aller liberalen Elemente in Deutschland nicht nur, sondern in ganz Europa. Man erinnerte sich, wie er einst jeden Aufstieg zu höherer Gewalt, vom General zum Konsul und vom Konsul zum Kaiser, durch eine allgemeine Volksabstimmung hatte bestätigen lassen. Man bewunderte außerdem in dem Advokatensohn, der es bis zum allmächtigen Weltherrscher gebracht, den gelungensten Beweis für die liberale Weltanschauung vom Sieg des Tüchtigsten beim freien Spiel der Kräfte. Mit jedem Tag wuchs die Neigung und Bewunderung um so mehr, je viehischer sich nach Waterloo in Frankreich der weiße Schrecken in bluttriefenden Orgien gegen alle Anhänger des Kaisers austraste und je hündischer die Engländer den Gestürzten in dem Käfig der einsamen Insel St. Helena folterten. In all den Jahren zitterten die Fürsten und feudalen vor seiner Rückkehr, und Chateaubriand meinte mit Recht, daß „Napoleons Hut und grauer Rock auf der Spitze eines Stockes an der Küste bei Brest genügen würden, um ganz Europa zu den Waffen greifen zu lassen“. Aber wenn schon einmal zu den Waffen gegriffen werden mußte, wollte auch der Mann aus der Masse lieber für den kaiserlichen Adler seine Haut zu Marke tragen, der doch auf seinen Schwingen ein gut Stück Freiheit in die Welt gebracht, als für den kurhessischen Zopf, in dem nur der Staub verstorbenen Jahrhunderte dick und modrig saß, und für die Napoleonverehrung im deutschen Volk sprach noch Jahrzehnte später Herweghs Klage:

Wann hängt in jeder deutschen Hütte
Der Hutten statt des Bonaparte?

Nun hatte Heine nicht nur als Rheinländer und Jude die Segnungen des Napoleonischen Regimes am eigenen Leibe erfahren, sondern auch in der dicken und heißen

Luft Deutschlands nach dem Wiener Kongreß kaum zu atmen vermocht und im besonderen in der preussischen Hauptstadt die schnarrenden Junker getroffen mit ihrem ingrimmigen Haß gegen den Code Napoleon, „dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben“. Wie Hegel am Tage von Jena und Auerstädt im Kaiser die „Weltseele“ sah, „zu Pferde sitzend und über die Welt hingreifend und sie beherrschend“, so bewunderte Heine in Napoleon „den Mann der Idee“, den „Ideen gewordenen Menschen“, und der Dichter, der so ganz dem Ideal der bürgerlichen Freiheit ergeben war, begrüßte ihn natürlich als den Bahnbrecher der Freiheit und als den Testamentsvollstrecker der bürgerlichen Revolution, als den neuen Mann und als den Mann der neuen Zeit. Unbedingt wollte er ihn deshalb nur bis zum 18. Brumaire lieben, denn „da verriet er die Freiheit“. Aber der Dichter konnte sein Herz nicht zügeln, er liebte auch den Mantel von Marengo, er liebte auch die Sonne von Austerlitz und den Pulvernebel von Waterloo und mit ganzer glühender Seele liebte er das Grab auf St. Helena, und wie ihm der Kaiser kein Mensch wie die andern, sondern ein Götterbild war: „jeder Zoll ein Gott“, so verglich er das Leiden und Sterben des Sohnes der Revolution mit dem Christi, und St. Helena wurde ihm zu dem „heiligen Grab, wohin die Völker des Orients und Okzidents wallfahren in buntbewimpelten Schiffen und ihr Herz stärken durch große Erinnerungen an die Taten des weltlichen Heilands, der gelitten unter Hudson Lowe, wie es geschrieben steht in den Evangelien Las Cases, O'Meara und Antommarchi“. Aber auch der Gefangene von St. Helena war für Heine immer nur der Mann des Volkes, an dem die Könige seht heimlich rächten, was einst am 21. Januar 1793 das Volk öffentlich an einem der ihren verübt.

Da das kaiserliche N in Sternenschrift strahlend an des Dichters Himmel stand, sah er die Befreiungskriege natürlich aus ganz anderen Augen an als die „alldeutschen Revolutionsdilettanten mit ihren Turngemeinplätzen“, deren einen in der Gestalt des Münchener Turnprofessors Maßmann er damals schon grausam zu höhnen begann. für

Heine hatte in der Napoleonischen Epoche ein Helden-
geschlecht, emporgeschossen durch den Zauberspruch Freiheit
und Gleichheit aus dem Boden Frankreichs, wie im Triumph-
zug, berauscht vom Ruhm und geführt vom Gotte des
Ruhmes selbst, die Welt durchzogen und tanzte endlich
den rasselnden Waffentanz auf den Eisfeldern des Nordens
„und diese brechen ein, und die Söhne des Feuers und
der Freiheit gehen zugrunde durch Kälte und Sklaven“.
Dann kamen „die Alliierten und die schlechten Befreiungs-
gedichte, Hermann und Thusnelda, Hurrah! Und der
Frauenverein, und die Vaterlandszeichen und das ewige
Prahlen mit der Schlacht bei Leipzig und wieder die
Schlacht bei Leipzig und kein Aufhören davon“. Von
einem alten Lehrer aus der Düsseldorfer Schulzeit erzählte
er in diesem Zusammenhang, der auf den Siegesjubel der
Befreiungskriege das Wort des Antisthenes auf den Sieg
der Thebaner bei Leuktra anwandte: „Sie machen es wie
die Knaben, die vor Freude sich nicht zu lassen wissen,
wenn sie einmal ihren Schulmeister ausgeprügelt haben“,
und wehmütig hinzufügte, „liebe Jüngens, es wäre besser
gewesen, wir hätten selbst die Prügel bekommen“. Das
war auch Heines Meinung.

Mit einer unerhörten Kühnheit und Frische, mit einem
unbekümmerten Radikalismus gellte den Herrschenden
dieses Triumphlied der siegenden Revolution und der En-
thusiasmus für den besiegten Kaiser ins Ohr. Bedrohlich
wie der Trommelwirbel des *Ga ira* rasselte das durch
Deutschland und aufpeitschend wie das Sturmlied von
Marseille. Das war die verführerische Musik der Revo-
lution, das war die Revolution selbst! Und fortan galt
den Machthabern und Finsterlingen Heinrich Heine als
der gefährlichsten Demagogen einer, und während der
genießeriſche Feinschmecker Metternich sich im stillen
Kämmerlein an den Reizen der Reisebilder ergötzte, traf
in fast allen Bundesstaaten hartes Verbot Heines Schriften.

Aber der Säng' er der bürgerlichen Freiheit war mit Nichten
ein Dichter der Bourgeoisie. Schon jetzt wuchs er hinaus
über den Vorkämpfer der nationalen und liberalen Be-
schränkung. Zwar war es in einer Zeit, in der sich die

Keime des „jungen Europa“, des internationalen Bruderbundes aller liberalen Elemente bildeten, nichts Derwunderliches, wenn er schrieb: „Es gibt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien“, und wenn ihm der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen und Napoleon der letzte Eroberer zu sein dünkte. Aber er hatte sich zur Genüge mit dem Hamburger Geldprozeß herumgeschlagen müssen, um zu wissen, daß aus dem Samen der Bankiers und Börsenjobber auf keinen Fall die Saat der Zukunft entsprang. Auch die frohe Botschaft der Freiheit wurde, wie jenes andere Evangelium vor zweitausend Jahren, nicht den Reichen gepredigt, sondern nur den Armen. In der Geschichte des Judas offenbarte die Schrift für Heine sinnbildlich die unheimliche Verführungsmacht des Geldsackes und warnte vor der Treulosigkeit der Geschäftsleute – herb urteilte darum der Dichter: „Jeder Reiche ist ein Judas Ischarioth!“ Je mehr er in der Zeit eine flammende Riesin sah, die ruhig weitersehretet, unbekümmert um das Seklässe bissiger Pfäffchen und Junkerlein zu ihren Füßen, desto mehr empfand er, daß die kommende Revolution alle sozialen Interessen umfasse und daß Adel und Kirche nicht ihre einzigen feinde seien; immer leidenschaftlicher haßte er auch die „aristocratie bourgeoise“ und den haufälligen Hütten des Elends, wie er sie schaudernd in London gewahrt, den abgelegenen Süßchen und dunklen feuchten Sängen der Armut mit ihren Lumpen und ihren Tränen galt sein Ruf:

Alle Menschen, frei geboren,
Sind ein adliges Geschlecht!

Daß seine Schriften die Demagogenheher gegen ihn aufgebracht hatten und früher oder später eine festungskasematte seiner harrte, mehrte durchaus nicht sein Behagen im deutschen Vaterlande. Als daher die französische Julirevolution von 1830, die „große Woche“ der Pariser, alle liberalen Elemente in Europa mit Begeisterung bis zum Rande füllte, wurde auch Heine in die Strudel des höchsten Entzückens hineingerissen. Auf Norderney erreichte ihn die Nachricht, daß auf der Türmen der Notre Dame wieder die Trikolore wehe, daß die Marseillaise

wieder durch Frankreich klinge, und diese Kunde machte ihn ganz toll. „Lafayette“, jauchzte er auf, „die dreifarbig gefahne, die Marseillaise . . . fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich soll, was ich muß . . . Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeierten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Totenkampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspießen, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!“

Mit Sturmesgewalt riß es ihn jetzt nach Paris, wohin er so lange schon strebte. In Deutschland war kein Feld des Wirkens für seine begeisterte Seele, die selber schal zu werden drohte in der Leere und Bedeutungslosigkeit dieses „Bagatelienlebens“. Was er im Morgen-Chronicle von dem bewegten Leben des englischen Volkes mit seinen Pferderennen, Hühner- und Hahnenkämpfen, Schwurgerichtsverhandlungen und Parlamentsdebatten und nahm danach betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, um die Spuren eines Volkslebens darin zu suchen, so fand er nichts als „literarische Fraubasereien und Theatergeklatsche“. Dann ward er wohl inne, daß der Engländer die Freiheit wie ein rechtmäßiges Weib liebe, der Franzose wie seine Brant, der Deutsche aber wie seine alte Großmutter. So blieb dem Dichter nur doppelte Wahl in Deutschland. Entweder konnte er Dolche und Schwerter dichten, jeden Tag der unausbleiblichen langen Haft gewärtig, oder er mußte in Schildas Eichenhain seine zarten Keime aus Deilchenduft und Mondenschein weben. Hinter feuchten Kerkermauern zu faulen, untersagte ihm seine schwache Gesundheit, den Kampfsruf in die Brust zurückzupressen, verbot ihm sein innerstes Wesen. So entschied er sich, nachdem er noch einmal, wie um zur eigenen Beruhigung kein Mittel unversucht zu lassen, nach Posten im Vater-

land die Angel ausgeworfen, den „teutonischen Schlafmützen- und Perückenwäldern“ zu entfliehen und vorderhand in Paris seine Zelte aufzuschlagen.

Auf der Reise besuchte er in Frankfurt Börne. Am 1. Mai 1831 überschritt er bei Straßburg „den Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister“ und betrat den Boden, dessen Grenzpfähle seit kurzem wieder die drei glorreichen Farben von 1789 trugen.

Sein Schiff hatte die Götter der Zukunft an Bord.

